

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 12

Artikel: Gewalt ohne Idee
Autor: Sturmthal, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-329459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu beseitigen, wird ausdrücklich bestimmt: „Andere Disziplinarstrafen . . . und Strafverschärfungen sind unzulässig.“ Die Strafkompetenzen sind in erfreulichster Weise eingeschränkt. Sie stehen nur dem Offizier, vom Hauptmann an aufwärts, zu. Im Verfahren ist dem Angeschuldigten das rechtliche Gehör garantiert. Ebenso das Recht der Beschwerde, zu dessen Schutz der Art. 214 sagt: „Bloß wegen der Einreichung einer Beschwerde darf keine Strafe verhängt werden.“

Gewiß befriedigt das Gesetz nicht in allen Teilen. Immer noch ist der Kreis der von ihm betroffenen Zivilpersonen zu groß. Das Gesetz befaßt sich mit Dingen, die dem bürgerlichen Strafrecht überlassen sein sollten. Das gilt insbesondere von den Ehrverletzungsdelikten. Mit Recht sagt Prof. Hafer in den Motiven zu seinem Vorentwurf: „Zumeist sind das militärische materielle Recht und der militärgerichtliche Apparat zur Austragung solcher Ehrverletzungshändel ungeeignet, und es ist verständlich, daß aus dem Volke heraus die Opposition gegen diese militärgerichtlichen Beleidigungsprozesse eingesetzt hat“, und an anderer Stelle: „Es grenzt an Lächerlichkeit, wenn man derartige persönliche Händel in einem Offizialverfahren vor das Militärgericht bringt.“ Leider hat schon der Bundesrat sich diesen durchaus zutreffenden Erwägungen verschlossen und auch in den eidgenössischen Räten und in deren Kommissionen hatten die gleichartigen Bestrebungen bedauerlicherweise nur teilweisen Erfolg, so daß auch in Zukunft die Militärgerichte sich mit derartigen „Lächerlichkeiten“ werden befassen müssen.

Obwohl wenn man auch diese Unvollkommenheiten und Mängel der neuen Vorlage nicht übersieht, so führt eine gewissenhafte und gründliche Prüfung des neuen Gesetzes und seine Vergleichung mit dem bisherigen Rechte zu der bestimmten Feststellung eines bedeutenden Fortschrittes. An Stelle eines veralteten, rückständigen Söldnerstrafrechtes mit grausamen Strafandrohungen und überspannten militaristischen Grundsätzen tritt ein humanes, modernes Strafrecht, aufgebaut auf den soliden Grundlagen der Strafrechtswissenschaft und den Fortschritten der allgemeinen Strafgesetzgebung. Seine Einführung bedeutet gleichzeitig wertvolle Vorarbeit für ein einheitliches schweizerisches Strafgesetzbuch.

Gewalt ohne Idee.

Von Dr. A d o l f S t u r m t h a l.

Einst hatten die Feldherren und Krieger ihre Barden, die auszogen, um an brennenden Lagerfeuern von den Heldentaten ihrer Herren zu künden. Heute hat Mussolini seine Journalisten, die seine Ruhmestaten in die Welt hinausposaunen, und die Lieder dieser Barden sind . . . Anekdoten.

So ist Margherita G. S a r f a t t i*) von ihrem Herrn aus-

*) Mussolini — Lebensgeschichte. Nach autobiographischen Unterlagen von Margherita G. Sarfatti, Paul List Verlag, Leipzig. Die stellenweise außerordentlich schlechte deutsche Uebersetzung fällt einem Herrn A. M. Balte zur Last.

gesandt worden, um der staunenden Welt zu erzählen von dem Glück und Aufstieg des Duce. Um ihrer Anekdotensammlung die Weihe zu geben, hat Mussolini selbst ein Vorwort dazu geschrieben. Zwar „verabscheut er alle diejenigen, die ihn zum Gegenstand ihrer Schriften und Reden nehmen“. Er kennt seine Lobhudler und Goldschreiber . . . Aber: „Ich habe mich mit meinem Schicksal als Mann der Öffentlichkeit durchaus abgefunden. Ja, zuweilen kommt es sogar vor, daß ich davon begeistert bin.“ Und so läßt er sich ruhig von der Sarfatti anhimmeln; denn, wenn er schon in der Öffentlichkeit stehen muß, gefällt es ihm besser, von seinen „Barden“ präsentiert zu werden, als von jenen, die ihn kennen und die Wahrheit zu sagen verstehen.

Und nun hören wir, was Margherita Sarfatti von dem Aufstieg, von den Ideen ihres Helden zu berichten weiß, was sie erzählt von den Zielen des Mannes, der heute Italien beherrscht, von den Grundsätzen, nach denen er seine Scharen führte.

Es war im Jahre 1919. Die bolschewistische Welle in Italien auf ihrem Höhepunkt. Die sozialistische Partei wandte sich gegen den Ansturm des Bolschewismus und wagte es, selbst sein Vaterland, Rußland, zu kritisieren. Damals schrieb Mussolini, der schon die ersten Fasci di Combattimento, die ersten Kampfbünde, gegründet hatte: „Wir sind auch konservativ, denn in der alten Zivilisation des Westens gibt es Verschiedenes, was konserviert werden muß, so die Freiheit des Individuums, die Freiheit des Geistes, der nicht allein vom Brot lebt — eine Freiheit, die von den Diktatoren der Leninschen Kasernen ebensowenig unterdrückt werden kann, als sie von den Unteroffizieren der preußischen Kasernen erdrückt werden konnte, denn das wäre ein Rückfall in die Barbarei des elften Jahrhunderts gewesen.“

Und M. Sarfatti fügt hinzu: „Er schrieb das in jener Zeit, als der Untertitel des Popolo d'Italia geändert wurde und nicht mehr Sozialistische Tageszeitung lautete, sondern Giornale dei combattenti e dei produttori — Zeitung der Kämpfer und Erzeuger.

Seither hat Italien einiges erlebt, was die Phantasie der „Diktatoren der Leninschen Kasernen“, was den brutalen Unterdrückergeist der „Unteroffiziere der preußischen Kasernen“ übersteigt. Es hat zusehen müssen, wehrlos, weil waffenlos, wie „die Freiheit des Individuums, die Freiheit des Geistes, der nicht allein vom Brot lebt“, von den Banden des selben Mannes erdroffelt wurde, der diesen geistigen und körperlichen Mord als einen „Rückfall in die Barbarei des elften Jahrhunderts“ bezeichnete.

Mussolini war also gegen den Bolschewismus . . . im Zeichen der Freiheit. Aber er sah ein, „das negative Programm: Kampf gegen den Bolschewismus, war nicht das einzige ideale Ziel der Fasci und konnte deren praktische Tätigkeit nicht erschöpfen“. Zwar hätte es dazu ausgereicht, die Unterstützung der Unternehmer und Bankiers zu erhalten, die sich von der revolutionären Welle in der Arbeiterbewegung bedroht fühlten. Zwar hätte es dazu ausgereicht, Geld und Bestechungen zu erhalten, um die bewaffneten Banden in

den Kampf zu führen. Aber Mussolinis Ehrgeiz strebte nach mehr: Aus dem Bandenführer, dem Condottiere, der er damals war, sollte er zum Herrscher werden, wenn er nicht das Schicksal eines Werkzeugs erleben sollte, das man wegwirft, nachdem man es gebraucht. Und so stellte er sich, nachdem er die Faszii gegründet hatte, die Frage: „In welchem Sinne sollte eine solche Revolution gemacht werden, dem Geist der Vergangenheit entsprechend, oder zum besten der Zukunft?“ „Darauf zu antworten war schwer, aber sehr wesentlich“, fügt Margherita S a r f a t t i melancholisch hinzu...

Aber unbeschwert von Skrupeln ging Mussolini seinen Weg, von dem er nicht wußte, wohin er führte, wohl aber, woher er kam: Aus dem Haß des Renegaten, der im Sozialismus sich selbst überwinden will. Man lese nur, wie er durch den Mund seines weiblichen Tintenfulis einen Filippo T u r a t i, einen Claudio T r e v e s insultiert, ja selbst das Andenken der großen Anna K u l i s c h o f f in der ohnmächtigen Wut vor dem Reinen mit Rotspritzern bes Flecken will (gefühllos und hart wie ein Diamant nennt er diese erhabene Frau).

Und wie eine blutige Selbstsatire hört sich an, was die Sarfatti von dem „Geist“ der Banden zu erzählen weiß, die im Dienste Mussolinis stehen: „Der aus dem Kriege hervorgegangene Faschismus weist die grundlegenden kriegerischen Tugenden auf: Mut und Offenheit, Freude am Wagemut, kameradschaftlichen Geist, Disziplin und den Geist der Initiative und der Verantwortlichkeit.“ Wahrlich die Tugenden einer Räuberbande: die Offenheit des Gewalttäters, den kameradschaftlichen Geist der Verbrecher, die auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind, die Disziplin der Todesfurcht und die Initiative zu neuer Gewalttat. „Aber“, fährt die Sarfatti fort, „ihm sind auch jene Mängel der militärischen Erziehung eigen, die im bürgerlichen Leben noch viel ernstere Folgen zeitigen als im Kriege: die Impulsivität und die Neigung zur Gewalttat, die Geringschätzung sowohl des eigenen als des fremden Lebens. Infolge seiner Herkunft aus dem Volke, jeder Pedanterie und Ernsthaftigkeit feindlich gegenüberstehend, setzt er sich leichten Fußes über traurige und ernste Dinge hinweg.“

Bittere Selbstironie: Geringschätzung sowohl des eigenen wie des fremden Lebens. Die Geschichte zeigt, daß es doch mehr das fremde Leben war, das von den faschistischen Banden so gering eingeschätzt wurde. Selbstverständlich nur wegen ihrer Abneigung gegen jede „Pedanterie“, die jedes Menschenleben zählt und hütet, gegen jede Ernsthaftigkeit, die im Mord eine ernste Sache erblickt. Denn: leichten Fußes setzt sich der Faschist über traurige (heißt für den anderen traurige) und ernste Dinge (ein kleiner Raubmord, das ist doch keine ernste Sache) hinweg.

In edler Selbsterkenntnis, die um so bitterer wirkt, weil es Worte, nichts als Worte sind, denen stets die gleichen blutigen Taten folgen, fährt die S a r f a t t i fort zu erzählen „von einigen jener faschistischen Unteranführer in der Provinz, den sogenannten „Ras“, die ohne besondere Skrupel den Grundsatz à la guerre comme à la guerre

auf das bürgerliche Leben zu übertragen versuchen; sie sind ihrem obersten Führer durchaus ergeben, den Bestimmungen treu bis zum Tode und bis zum Schweigen, aber unter sich sind sie von Streitsucht erfüllt, eifersüchtig aufeinander und auf die einem von ihnen zuteil werdenden Gunstbezeugungen, und in den Ruhm verliebt, den sie leicht mit einem Heiligenschein verwechseln; sie sind egozentrische Egoisten, bereit, sich selbst für Italien zu opfern, aber auch die anderen Menschen für sich; sie besitzen flammenden Patriotismus, aber sie sind doch nicht ganz gefühllos gegen erwünschte Güter; sie sind unvergleichliche Vollstrecker, aber mittelmäßige Strategen, verdienstvolle „Gaffeurs“.

Wer das Bild einer Räuberbande in dieser Darstellung erkennt, der findet es in jenen Worten, mit denen die *Sarfatti* elegant (mit der Eleganz des Synismus) über die *Ermordung Matteotti* hinweggleitet:

„Die Ermordung des Abgeordneten Matteotti warf später, als der Duce, nachdem er die Verantwortlichkeit der Regierung übernommen hatte und zusammen mit den anderen Führern jede Gesetzeswidrigkeit strengstens verboten und unterdrückt hatte, das schiefe Licht des Verbrechens auf jene Dinge, die innerhalb gewisser Grenzen für den Faschismus charakteristisch waren, weil sie ihm die Möglichkeit gaben, auf die Volkspheantasie einzuwirken — ich meine jene Abenteuer, die, fast immer mit offenem Visier und großmütig, gegen die kleinen Ortstyrannen verübt wurden, welche man zum Spott in leichter, kurzer Gefangenschaft hielt, oder denen man mit Gewalt einen Becher Rizinusöl einflößte, um sie von ihrer Aufgeblasenheit und anspruchsvollen Allmacht durch Lächerlichmachung zu kurieren. — Oder die Faschisten erlaubten sich, wenn die nationalen Farben von irgend jemandem verleugnet worden waren, den Scherz, in der Nacht die Mauern, Türen und Fenster eines solchen Hauses mit diesen Farben zu bemalen und manchmal auch die Kleider und die Haut der betreffenden Menschen damit zu tätowieren; in einigen bedauernswerten Fällen wurde einem besonders hartnäckigen Gegner der Schädel geschoren und grün-weiß-rot angestrichen, worauf man den Mann dann auf schwankendem Karren durch die Hauptstraßen führte.“

Die Ermordung Matteotti — ein Scherz! Wer wird denn dem jugendlichen Ueberschwang der Faschisten so etwas übelnehmen? Das Martyrium der Helden von Mollinella — ein Scherz, der „von zwanzigjährigen Jünglingen, singend“, gemacht wurde.

Und das ganze Programm dieser programmlosen Räuberbanden, es liegt in den Worten Mussolinis: „So sehr auch die Gewaltanwendung zu bedauern ist, so muß es doch einleuchten, daß wir, um unseren Ideen in anderen Köpfen Geltung zu verschaffen, auf den widerspenstigen Schädeln herumtrommeln müssen... Die Gewaltanwendung muß großmütig, ritterlich und chirurgisch sein. Wir wollen nicht die kleinliche, individuelle, sporadische, oft unnütze Gewaltanwendung, sondern die große, schöne, unvermeidliche Gewalttat in entscheidenden Stunden.“

Nicht der einzelne Mord, sondern das System des Mordes, nicht der einzelne Raubüberfall, sondern die organisierte Ausplünderung, das war das Programm jener „zwanzigjährigen singenden Knaben“. Aber wozu das System des Mordes, wozu die organisierte Ausplünderung des Volkes, im Namen welcher Idee sollte die „große, schöne, unvermeidliche Gewalttat“ ausgeübt werden? Man fragt es vergeblich. An allen Stellen des Buches taucht der Katzenjammer der Skribentin auf, die nicht weiß, wofür sie plädieren, wogegen sie polemisieren soll. Ihre Zuflucht findet sie in den leeren Worten, mit denen der „Duce“ seine Banden befehligen, aber niemals dem nüchternen Leser imponieren kann: „Es handelte sich nicht mehr darum, sich als eine Reaktionsbewegung gegen den Bolschewismus mit einem beschränkten, unfruchtbaren Programm der Negation und Opposition zu erhalten, sondern es galt, sich zusammen mit der Nation als ein aktives, handelndes Element im Leben der Welt zu behaupten.“ Worte, nichts als Worte... Zurück bleibt der klägliche „Esprit“ eines Bandenhäuptlings, der der schweizerischen Regierung auf ihren Protest gegen die widerrechtliche, friedensbrecherische Besetzung Korsus antwortete: „Ich kann nicht zulassen, daß ein Volk, das seit sieben Jahrhunderten nicht mehr kämpfte, in Ehrensachen über ein Volk urteilt, das in vier Jahren 600,000 Tote und 400,000 Verwundete für seine Ehre opferte.“

Und nun vergleiche man folgendes: „Leider waren nicht alle in der Partei von solchem idealen Streben beseelt. Es gab einmal einen Augenblick, wo auch der Faschismus die verhängnisvolle Krise aller siegreichen Revolutionen durchmachen mußte, jenen Punkt, wo sich die Revolution auflöst und auseinanderläuft, sobald der Ruf nach Beute die Begehrlichkeit erweckt.“

„Wenn das Feuer der Leidenschaften und Affekte, der Ideale und der Interessiertheiten die Menge erhitzt, findet man obenauf sowohl Rahm als auch Abschaum... So kommt die Revolution plötzlich zwischen zwei Extreme: auf der einen Seite sind die Anhänger des Alten, auf der andern Seite sind die für das Neue Begeisterten, zusammen mit den vom Leben Enttäuschten und den Verbrecherischen, die im trüben fischen wollen... Bei jedem großen Geschehen, wie bei jeder Katastrophe, kommen jene angestürzt, deren Lösungswort ist: „Geh du weg und laß mich ran.“

„An diesem Scheideweg zwischen Blut und Geld scheitern meist die Revolutionen, wenn die Unehrllichkeit einzelner der Opposition eine willkommene Waffe in die Hand drückt...“

So die Saffati. Klingen da nicht die unsterblichen Worte durch, mit denen Karl Marx im „18. Brumaire des Louis Bonaparte“ die Gesellschaft vom 10. Dezember zeichnete, mit deren Hilfe sich Napoleon III. auf den Thron schwang?

„Neben zerrütteten Roués mit zweideutigen Subsistenzmitteln und von zweideutiger Herkunft, neben verkommenen und abenteuernden Ablegern der Bourgeoisie, Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zuchthaussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner,

Gaukler, Lazzaroni, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Maque-reaus, Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher, Lumpen-sammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz die ganze unbe-stimmte, aufgelöste, hin und her geworfene Masse, die die Franzosen la bohème nennen, mit diesem ihm verwandten Element bildete Bonaparte den Stoß der Gesellschaft vom 10. Dezember. „Wohl-tätigkeitsgesellschaft“ — insofern alle Mitglieder gleich Bonaparte das Bedürfnis fühlten, sich auf Kosten der arbeitenden Nation wohlzu-tun. Dieser Bonaparte, der sich als Chef des Lumpenproletariats konstituiert, der hier allein in massenhafter Form die Interessen wieder findet, die er persönlich verfolgt, der in diesem Auswurf, Abfall, Abhub aller Klassen die einzige Klasse erkennt, auf die er sich unbe-dingt stützen kann, er ist der wirkliche Bonaparte, der Bonaparte sans phrase. Alter, durchtriebener Roué, faßt er das geschichtliche Leben der Völker und die Haupt- und Staatsaktionen derselben als Komödie im ordinärsten Sinn auf, als eine Maskerade, wo die großen Kostüme, Worte und Posituren nur der kleinlichsten Lumperei zur Maske dienen.“

Und wie eine groteske Wiederholung der historischen Tragi-komödie des zweiten Kaiserreichs mutet es an: „Auf seinen Reisen mußten die auf der Eisenbahn verpackten Abteilungen derselben (der Gesellschaft vom 10. Dezember) ihm ein Publikum improvisieren, den öffentlichen Enthusiasmus aufführen, vive l'Empereur heulen, die Republikaner insultieren und durchprügeln, natürlich unter dem Schutze der Polizei. Auf seinen Rückfahrten nach Paris mußten sie die Avantgarde bilden, Gegendemonstrationen zuvorkommen oder sie auseinanderjagen.“

Und endlich jene schlagende Identität der „honneten, heuchlerisch gemäßigten, tugendhaft gemeinplätzlichen Sprache der Bourgeoisie“, die bei dem Plagiator Mussolini auf bewußte Kopie schließen läßt. Mussolini: „Verstehen denn diese Leute nicht, wollen sie denn nicht verstehen, daß das Land Ruhe braucht, um ungestört arbeiten zu können? Ich würde in diesem Augenblick auch mit dem Teufel ein Bündnis schließen, nur um diesem armen Lande wenigstens fünf Jahre — ich würde mich sogar mit fünf Jahren begnügen — unge-störten Friedens zu sichern.“ Napoleon III.: „Frankreich verlangt vor allem anderen Ruhe... Was aber immer die Lösungen der Zukunft sein mögen, laßt uns zu einem Verständnis kommen, damit niemals Leidenschaft, Ueberraschung oder Gewalt über das Schicksal einer großen Nation entscheiden.“

Wie ein ins Ueberlebensgroße verzerrtes Symbol erscheinen die Worte, mit denen die Sarfatti die Hymne an ihren Helden schließt: „Und seine Hände erhoben sich in einer raschen zupackenden Bewegung.“

Jene Hände, die die Freiheit des Proletariats, die das Leben seiner Größten „in einer raschen zupackenden Bewegung“ erdroßelt haben...

Aber, sagt die Sarfatti nicht selbst — und aus ihrem Mund spricht die bleiche Furcht des Duce —: „S o e n t s t e h e n d e r

Menschheit immer wieder neue Streiter eines strengen, tatkräftigen Idealismus, die im Glanze ungewohnter, bezaubernder, neuer Riten für die Kräftigung der Menschheit wirken."

Die kommunale Tätigkeit der sozialistischen Partei Chaux-de-Fonds.

Von Paul Graber.

Einleitung.

Die letzten Wahlen im Kanton Neuenburg haben die Aufmerksamkeit auf die sozialistische Bewegung Neuenburgs und besonders auf die sozialistische Tätigkeit in Chaux-de-Fonds gelenkt. 1912 errang die sozialistische Partei die Mehrheit in dieser großen Berggemeinde. Das will heißen, daß unsere Genossen die Macht besaßen, als der Krieg kam. 1915 verloren sie die Majorität, es fehlten ihnen dazu etwa 120 Stimmen. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß sehr viele Arbeiter hauptsächlich nach Frankreich ausgewandert waren, wo sie Arbeit fanden.

1918 kamen die Sozialisten wieder ans Ruder und behielten seither das Uebergewicht trotz der mehr heftigen als intelligenten Angriffe seitens der vereinigten bürgerlichen Parteien.

Wir möchten nicht, daß unsere auswärtigen Genossen glauben sollen, daß wir Außergewöhnliches geleistet hätten. Aber doch soll jeder wissen, daß wir die Leitung derjenigen Schweizerstadt innegehabt haben, welche am schwersten durch den Krieg heimgesucht war, durch Arbeitslosigkeit, die Heftigkeit und Länge der industriellen Krise. Der ganze Einsatz der Kraft mußte auf Verteidigung der Stadt gehen; es war also nicht der Zeitpunkt, um den Beweis schöpferischen Unternehmungsgeistes zu geben, wohl aber, um organisatorischen Geist, Befähigung zur Ordnung, Verwaltung und gegenseitige Hilfe zu beweisen. In einem Punkt jedoch erbrachte die sozialistische Verwaltung seit der ersten Amtsperiode — 1912 bis 1915 — den Beweis der Kühnheit und tapferen Initiative: Auf dem Gebiete des kommunalen Wohnungsbaues. Entgegen der leichtfertigen Beschuldigung gegen die Sozialisten, sie verstünden nicht zu verwalten, ist der bemerkenswerte Erfolg, den sie in La Chaux-de-Fonds während ihrer Verwaltungsperiode erzielt haben, und zwar in einer außerordentlich schweren und gefährlichen Zeit, ein wertvolles Zeugnis, das man dem oberflächlichen Urteil der Bürgerlichen mit Recht entgegenhalten darf.

Abwehrmaßnahmen.

Beinahe die ganze Zeit, welche zur Bekämpfung der Kriegsfolgen verwendet werden mußte, aber auch die nachfolgende Krise fallen in die Periode sozialistischer Verwaltung. Es war eine harte Probe, denn man stand beträchtlichen Bedürfnissen gegenüber und